Der zwölfjährige Jesus im Tempel

Zweiter Sonntag nach dem Christfest

(Die Predigt ist aus den 90er Jahren und wurde im Zusammenhang der Begrüßung eines neuen Konfirmandenjahrgangs gehalten.)

Wir werden mit dem heutigen Predigttext dazu angeleitet, einen Blick auf den zwölfjährigen Jesus zu werfen. Jesus ist schließlich auch nicht erwachsen vom Himmel gefallen, sondern er musste wie jeder Mensch sonst alle diese Stufen durchlaufen, die vom Säuglingsalter über Kindheit und Jugend erst allmählich in die Erwachsenenwelt führen – wenn wir aus der Bibel auch nicht viel darüber erfahren: lediglich, dass auch er als Kleinkind einmal Windeln voll-gemacht hat; und dann als Zweites eben, dass er als Knabe mit seinen Eltern nach Jerusalem gereist ist und was sich dort zutrug. – Mehr nicht.

Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. Auch als Jesus zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn [dort]. Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. Lukas 2,41-52

"Wisst ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?" Ein seltsames, ein ernstes, geradezu heiliges und darum auch die natürlichen Empfindungen von Eltern verletzendes Wort, das Jesus hier spricht. Aber gleichzeitig auch ein Achtung erzwingendes Wort; denn wer mit zwölf Jahren entschieden weiß, was er will und wohin er gehört, der ist schon halb seiner Kinderstube entwachsen, welcher andere möglicherweise mit dreißig und vierzig noch nicht entwachsen sind.

Was ist denn aber "seines Vaters", in dem er sein muss? Es ist der Tempel, so sagt die Geschichte. Aber was soll das heißen, wo doch bekanntlich Gott überhaupt kein Haus braucht! Und im Johannesevangelium sagt ja Jesus später selber das Wort: Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, dass die wahrhaftigen Anbeter den Vater nicht in Jerusalem oder an sonst einem als heilig geltenden Ort, sondern "im Geist und in der Wahrheit" anbeten werden.

Vielleicht machen wir uns das, was hier bei dem Knaben Jesus schon aufscheint, einmal von einem bestimmten Gegensatz her deutlich (und auch wenn vielleicht dieser Gegensatz in der gegenwärtigen Situation nicht mehr unmittelbar spricht – so ist er umso mehr fühlbar). Jesus sagt nicht: "Wisst ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meiner Mutter ist." Dies hätte er ja auch sagen können, wenn er schon diesen Gegensatz zwischen leiblicher und geistiger (oder geistlicher) Elternschaft herausstellen wollte, wie es ja der Fall offenbar ist. Und was wäre das dann gewesen? Ein Hinweis auf das große, umfassende Universum vielleicht (und Jesus hätte diesen Hinweis wohl auch kaum im Jerusalemer Tempel gegeben, sondern er hätte sich dann wie die Indianerjungen, wenn sie zum Mann werden wollen, allein in die Wildnis zurückziehen). Die große Mutter, das wäre dann die Natur, wie sie aus Himmel und Erde, aus Feuer, Luft und

Wasser besteht, Mineralien, Pflanzen und Tieren. Und wie tief kann in der Tat ein Mensch – vor allem ein Kind oder jugendlicher Mensch – gerade diese Welt auch empfinden, in ihr seine Geborgenheit, seine Religion, seine Abhängigkeit haben. Um zwei Beispiele zu geben: Der deutsche Dichter Hölderlin hat gerade dies immer der christlichen Kirche verübelt – ihre, zumindest von ihm so empfundene, Naturfeindlichkeit.

*"Denn kaum geboren", so schreibt er,
"warum breitetet
Ihr mir schon über die Augen eine Nacht,
dass ich die Erde nicht sah,
und mühsam euch atmen musst,
ihr himmlischen Lüfte."*

Und sein Gegenbild eben:

*"Da ich ein Knabe war, ...
Da spielt ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.
Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreust,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios [also die Sonne], und wie Endymion [ein Knabe aus der griechischen Sage],
War ich dein Liebling,
Heilige Luna [also der Mond]!"*

Hölderlin hat dann bis zum buchstäblichen Wahnsinn sein Leben daran gesetzt, die Natur wieder in ihr vermeintliches heiliges Recht einzusetzen, und viele sind ihm und auch bereits seinen Vorgängern gefolgt.

Das andere Beispiel: der Inder R a m a k r i s h n a, der etwas später als Hölderlin lebte. Als Knabe – da war er wie Jesus kaum älter als zwölf – ging Ramakrishna eines Morgens auf einem engen Pfad an den Reisfeldern seiner Heimat entlang, in der Hand einen kleinen Korb mit gedün-stetem Reis, von dem er hin und wieder aß. Am Himmel erschien plötzlich eine schwarzblaue Gewitterwolke, die bald darauf fast den ganzen Himmel bedeckte. Ramakrishna betrachtete sie und aß weiter von dem Reis. Er war ganz in den Anblick der dunklen Wolke vertieft, als auf einmal eine Schar schneeweißer Kraniche über die Wolke hinzog. Das Bild versetzte ihn in ein großes Entzücken, und dieses Entzücken ging über in ein tiefes Entrücktsein. Ramakrishna fiel zu Boden, die Reiskörner wurden überall hin verstreut. Schließlich fand man ihn so auf der Erde liegen und trug ihn nach Hause, wo er langsam wieder das Bewusstsein erlangte. In seinem späteren Leben hat Ramakrishna dann die Religion Indiens ausdrücklich als die Religion der großen und seligen M u t t e r repräsentiert und verkündet.

Aber noch etwas Anderes hätte Jesus ja a u c h sagen oder meinen können: Es hätte die Rede sein können von der Mutter Religion oder der Kirche – und dann hätte sich Jesus vielleicht als ein guter Sohn seiner Kirche empfunden. Wie ja die Kirche uns im Glauben sogar geistlich heranzieht!

Der große Vater, das ist nicht das Universum, die Natur oder die Erde, das ist nicht einmal die Kirche, sondern das ist der Geist, das ist Gott – das ist Idee, Wille und Urteil, das ist Rechenschaft geben, Gestalten und Bauen, Arbeiten und Kämpfen.

Dieser große Vater aber – und damit spitzt sich das Problem für uns nun noch zu – ist in unserer Gegenwart tot, unglaublich, belanglos. Seine Kinder tanzen ihm inzwischen auf der Nase herum wie auch ihren leiblichen Vätern und Lehrern. Er steht irgendwie seltsam daneben, und maßgeblich ist tatsächlich an seiner Stelle die Mutter geworden – ob als Natur (so vielleicht eher auf der protestantischen Seite) oder als Kirche (so auf der römisch-katholischen Seite).

Dies alles könnten – oder sollten wir sogar – mithören, wenn Jesus dieses Wort sagt: "Muss ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist!" Jesus musste dort sein, wo noch der Geist brennt, wo noch die Rede von Gott ist – von Gottes Ehre, von Gottes Denken, von Gottes Wollen, wo man über diese sprechen kann, ja sich streiten, wo jedenfalls diese Dinge ganz ausdrücklich thematisiert werden. Und das war eben damals in der Synagoge so oder eben im Tempel. "Sie wunderten sich alle über seine Fragen und Antworten, über seinen Verstand (also auch nicht über seine Gefühlstiefe!), wie es da heißt.

Bei einem solchen Ausgangspunkt kommt natürlich auch eine andere Lebensgeschichte heraus (wir wissen, dass Jesus eigentlich erst als erwachsener Mann für eine einzige große Idee vollends entbrannt ist, aber dennoch war das nicht einfach aus heiterem Himmel, sondern es gehört auch eine Vorgeschichte dazu), als wenn das Gemüt für die Natur brennt, die große Mutter, das Universum oder wie immer wir es nun auch ausdrücken wollen – oder auch für die Kirche. Es kommt eine Lebensgeschichte mit schroffen Begegnungen und harten Auseinandersetzungen heraus, und bei Jesus – wir wissen es alle – endete sie mit seiner Ausstoßung aus der Kirche, aus der religiösen Gemeinde, mit seiner Verurteilung zum Tode.

Und heute? – Es ist an sich ja bereits die Ausnahme, dass ein Jugendlicher mit zwölf Jahren für religiöse Fragen erglüht (ich setze das auch bei euch Konfirmanden durchaus nicht voraus), und dann eben noch in einer Zeit, in welcher der Geist oder der Vater im Himmel öffentlich keine Bedeutung mehr hat, bei seiner Nennung niemand mehr heilige Schauer empfindet! Da ist ein von Jesus herkommender Unterricht alles andere als einfach. Aber eine gewisse Bekanntheit mit dieser uns fremd gewordenen Welt könnten wir doch jedenfalls schließen. Gewisse Unterscheidungen könnten wir lernen. Und vielleicht entsteht dann an gewissen Punkten sogar dieses Ziehen im Herzen, sogar einmal der Vorsatz, doch noch wieder Ehre gerade für den Vater einlegen zu wollen, der ansonsten und im allgemeinen für die Menschen zu etwas Gestrigem wurde.

Und soll ich noch zuletzt von mir selbst etwas sagen: Ich bin in meiner Kindheit und Jugend ein Mutter-Natur-Kind gewesen, ich habe jede freie Minute in der Natur zugebracht und kannte in meiner näheren Heimat jeden Baum, jede Wiese, jede Bachbiegung mit den dazu-gehörigen Fischen, kannte die Horste der Habichte und Bussarde und die Höhlen der Baumschläfer, und wenn sich bei mir auch keine Visionen wie bei Ramakrishna eingestellt haben, so habe ich mir damals doch mehr als nur einmal geschworen, diese Natur- und Weltseligkeit nie zu verraten. Es ist dann später doch vieles anders gekommen, indem mir sozusagen Gott selbst in den Weg trat und ich nicht mehr umhin kam, mich mit dem Geist auseinanderzusetzen. Und jetzt bin ich froh über beides: über das Welt und Lebensgefühl meiner Kindheit und Jugend und über die Welt des Geistes und Gottes, die sich mir dann aufgetan hat und deren Erlebnis mich in gewisser Weise mit der Natur wie auch mit meiner Seele entzweite. Denn das ist die Welt der seligen "Mutter Natur" ja vor allem: eine Welt für die Seele, für die unmittelbaren Gefühle, eine Welt des großen Ineinandergreifens, der großen unzerstörten Verbundenheit aller Dinge. Und daraus müssen wir wohl alle einmal mit einem hoffentlich heilsamen Schrecken erwachen.